

Magnifizenzen, Spektabilitäten, sehr geehrte Preisträgerinnen und Preisträger, meine Damen und Herren,

in Bertolt Brechts wunderbarem Gedicht *Legende von der Entstehung des Buches Tao Te King* wird erzählt, wie der alte Laotse in die Emigration geht: In Begleitung eines kleinen Jungen und auf einem Ochsen reitend, zieht er ins Gebirge. Und wir hören weiter: „Doch am vierten Tag im Felsgesteine / Hat ein Zöllner ihm den Weg verwehrt: / ‚Kostbarkeiten zu verzollen?‘ – ‚Keine.‘ / Und der Knabe, der den Ochsen führte, sprach: ‚Er hat gelehrt.‘ / Und so war auch das erklärt.“

2600 Jahre nach Laotse lassen sich, wie wir wissen, mit Lehre immer noch keine Reichtümer verdienen. Und auch, was das symbolische Kapital anbelangt, steht – oder stand es, jedenfalls bislang – kaum besser: In den üblichen Evaluationen Universitätsangehöriger spielen Publikationen und Drittmittelinwerbungen eine weitaus größere Rolle als Lehrveranstaltungen. Wer also karriereeffizient vorgehen will, vergeude möglichst wenig Zeit an die Studierenden: Die Stunden, in denen man Erstsemestrige berät, feedback an Seminaristen zu geben versucht, sich um Praktikantinnen kümmert, Dissertationskapitel liest und diskutiert, sind für Bewerbungen ganz offenbar verloren. Wie ich lese, hat sich die Drittmittelinwerbung der Universität Wien seit 2007 um 65% gesteigert. Würden wir sagen können, dass die Qualität der Lehre im selben Maß gestiegen ist? Das könnten wir wohl nicht – auch aus dem schlichten Grund, weil gute Lehre nicht quantifizierbar ist.

An einer anderen Universität als dieser wurde einmal von den Lehrenden verlangt, anzugeben, worin das „Produkt“ ihrer Lehre bestehe. Ein Teil von ihnen beharrte damals auf dem Recht, mit solch neoliberalen Quatsch in Ruhe gelassen zu werden. In Heinrich Bölls unglaublich vorausschauender Erzählung *Keine Träne um Schmeck* von 1962 wird geschildert, was von einem Universitäts-„Betrieb“ zu halten ist, der zu einem nach marktstrategischen und konkurrenzorientierten Gesichtspunkten geführten Unternehmen verkommt. „Wenn ich schon in ‘ne Fabrik gehe, dann in ‘ne richtige“, sagt dort die Abiturientin Marie und stellt sich konsequenterweise ans Fließband. Dennoch hat mich die Frage weiter beschäftigt, nicht nur, weil das Wort „Produkt“ vom schönen lateinischen Verb „pro-ducere“ stammt, das „vorführen“ und „erzeugen“, aber auch „begleiten“, „großziehen“ oder „wachsen lassen“ bedeuten kann. Ernsthaft genommen, ist die Frage nach einem irgendwie mess- und überprüfbareren „Produkt“ von Lehre eine überaus intrikate. Sucht man es auf Seiten der Lehrenden, könnte es ein Skriptum oder Lehrbuch sein, was aber nicht automatisch hieße, dass das bei den Hörern auch angekommen ist. Sucht man das „Produkt“ auf Seiten der Studierenden, könnte es ein möglichst guter Prüfungsdurchschnitt

sein, was sich aber wiederum auch durch freundliches Notendumping erreichen ließe. Ist das „Produkt“ guter Lehre schließlich – darauf könnten die wirtschaftswissenschaftlichen Kollegen kommen – die Anstellungsrate der Absolventinnen? Da müssten wir es als Lehrende mit den Bedingungen des Arbeitsmarktes und dem Spielraum, der da etwa für Geisteswissenschaftler vorgesehen ist, aufnehmen können. Aber vielleicht ist das „Produkt“ einer Lehrveranstaltung tatsächlich etwas vollkommen Unwägbares: nämlich die Gedanken, die in den Köpfen der Studierenden Platz nehmen und vielleicht erst viele Jahre später entwickelt werden. Wer kann wissen, wie da ein einmal gesagter Satz, ein einmal gezeigtes Verfahren absintert und dann unversehens als Quelle neuer Ideen wieder zum Vorschein kommt? Mit welchen Kriterien ließe sich evaluieren, was Absolventen bei uns „fürs Leben“ gelernt haben? Und das Wichtigste dabei sind nicht einmal die Inhalte: Nach dem – allerdings umstrittenen – Begriff der „Halbwertszeit des Wissens“ veraltet das, was wir den Studierenden beibringen, nach zehn, spätestens zwanzig Jahren. Was sie nötiger brauchen als alles andere, ist ein Training zur Lernbereitschaft und die Entschlossenheit, sich nie mehr dumm machen zu lassen.

Lehre ist, offensichtlich, eine Sache der *longue durée* und des Vertrauens in die Zukunft. Nicht abzuschätzen, sondern wertzuschätzen ist ihr Ergebnis. Ein Zeichen solcher Wertschätzung ist die Initiative unseres Rektorats, seit dem vergangenen Jahr hervorragende Lehre auszuzeichnen. Ich möchte mich, nicht nur im Namen der Preisträgerinnen, dafür bedanken. Für uns alle ist diese Preisverleihung ein Zeichen, dass auch gewürdigt werden soll, was sich nicht ins u:cris eintragen lässt: der individuelle Einsatz in der Lehre. Gedankt sei dem Rektorat von Herzen auch dafür, dem Umstand Rechnung getragen zu haben, dass die Zahl der Preise für die exzellentesten Anträge zuerst gar nicht ausreichte. Zu danken ist ferner allen, die Vorschläge gemacht und viel Arbeit in das *Procedere* gesteckt haben, dem Center for Teaching and Learning, den Studiendekanen und den Studierenden. Und ich persönlich danke dafür, dass ich in die Jury eingeladen worden bin. Das Studium der Anträge war für mich eine spannende Lektüre, ein Blick über den Tellerrand des eigenen Faches und auch eine Anregung, sich bei andern etwas abzugucken. Aus allen Einreichungen, auch aus denen, die am Ende nicht mit einem Preis bedacht werden konnten, war sehr viel zu lernen – und auch das spricht wohl für die Qualität der Lehre, die da beschrieben war.

Für die pädagogisch-didaktische Haltung des Rektorats den Lehrenden gegenüber spricht es wiederum, dass Sie, liebe Preisträger und Preisträgerinnen, Ihr Preisgeld nun nicht verjuxen dürfen, sondern es zurück in die Lehre zu stecken haben. Mir selbst wurde zum Beispiel erlaubt, es für einen Werkvertrag für einen Studierenden auszugeben; er hat, glaube ich, dabei in der Tat

einiges gelernt, und meine Lehrveranstaltungen haben von der Entlastung sehr wohl profitiert. Aber auch diese Wirkung des Preises lässt sich schlechterdings nicht quantifizieren; er ist wie die Lehre selbst eine Investition in die Zukunft, und das Ausmaß von Motivation und Ansporn, das er hervorruft, bleibt unberechenbar. Aber eins ist gewiss: Das Signal, gute Lehre zu fördern, wertet die Uni als Ausbildungsstätte auf und zeigt nicht zuletzt den Studierenden, dass das, was sie geboten bekommen, eine akademische Hauptsache ist.

Was macht aber, bei aller Unwägbarkeit, nun tatsächlich gute Lehre aus? In Deutschland, wo die Lehrpreisvergabe schon eine längere Tradition hat, lässt sich an den Preisträgern und Preisträgerinnen jedenfalls eine interessante Tatsache studieren. Während die Vergabekriterien jeweils „innovative Konzepte“ oder „multimediale Methodik“ verlangen, nennen sie selbst oder ihre Studierenden bemerkenswert häufig zwei Aspekte. Einer hat mit ihrem Gegenstand zu tun: „Der Lehrende muss ‚brennen‘ für das, was er lehrt“, sagte etwa die Fachdidaktikerin Simone Knab, die vorjährige Preisträgerin der TU Berlin. Am ars legedi-Preisträger von 2010, Walter Grünzweig, lobten die Studenten seinen Enthusiasmus, der wiederum sie veranlasst habe, sich für das Fach – in diesem Fall: Amerikanistik – zu begeistern. Und ein zweites Moment eint viele Ausgezeichnete: Rolf Sethe, Jurist, ars-legendi Preisträger von 2007, forderte in seiner Dankesrede einen „Bewusstseinswandel in Bezug auf die Bedeutung guter Lehre“. Und der deutsche Hochschullehrer des Jahres 2011, der Astronom Harald Lersch, drückte es im ZEIT-Interview schlicht so aus: „Wer sich an eine Universität begibt, dem muss klar sein, dass die Ausbildung der Studenten das Allerwichtigste ist.“ Gute Lehrende haben offenbar zwei Merkmale: Sie sind besessen von ihrem Fach – und sie halten gute Lehre für überaus bedeutsam. Das scheint nun eine simple Regel zu sein: Je wichtiger die Lehre genommen wird, desto besser ist sie auch. Dieser Umstand unterstreicht nicht nur die Relevanz des Preises, sondern gibt Anlass zur Hoffnung, dass auch bei Leistungsvereinbarungen, Evaluierungen und nicht zuletzt Budgetierungen dieser Stellenwert der Lehre gesehen und berücksichtigt wird.

Das Wissen, das die Studierenden bei uns erwerben, ist mit einem Begriff Pierre Bourdieus ein „inkorporiertes kulturelles Kapital“, was bedeutet, dass es mit dem Besitzer verschmilzt und ihm nicht mehr genommen werden kann. Was man so im Kopf trägt, ist dann tatsächlich, um auf Brechts Gedicht zurückzukommen, zwar kein materieller Reichtum, aber eine „Kostbarkeit“, die man nicht zu verzollen braucht. Ihnen, sehr geehrte Preisträgerinnen und Preisträger, ist dafür zu danken, dass Sie unsere Studierenden mit solchen Kostbarkeiten ausstatten. Ich gratuliere Ihnen sehr herzlich.